

Ausgerechnet Hirten ...

Hoher Besuch bei den Herdenhütern des Hinterlandes

(Lukas 2,8-20)

Vor einigen Jahren errichtete das „Städtische Museum für Kunst“ in New York zur Adventszeit einen gigantisch großen und wundervoll geschmückten Weihnachtsbaum. Die Tanne wurde mit etwa 200 verschiedenen, wertvoll handgearbeiteten Figuren aus dem 18. Jahrhundert behangen. Neben den Engeln fanden sich dabei die Weisen, die Hirten, etliche Dorfbewohner und eine Vielzahl von Tieren, die alle in freudiger Erwartung auf die Krippe ausgerichtet waren. Abseits von den Übrigen aber baumelte eine Figur, die so ganz anders war als der Rest. Ein barfüßiger Mann, der eine ihn beugende, schwere Last auf dem Rücken trug, hatte seinen Blick nach unten gesenkt. Seine Augen erfassten nicht den von der Krippe ausgehenden hellen Schein, sondern verloren sich im Dunkel der Zweige.

Für viele sind die Weihnachtstage gleich diesem Manne eine Zeit der Belastungen. „Wo kommen wir her?“, fragte Friedrich von Bodelschwingh in seinem letzten Weihnachtsgottesdienst im Dezember 1945 in Bethel und sprach seiner durch die Not der Nachkriegsmo- nate gebeutelten Zuhörerschaft aus der Seele, als er selbst die Antwort gab: „Aus dem Land der tausend Traurigkeiten.“

Heute scheint es oft eine weit- aus größere Zahl an Traurigkeiten zu sein, die eine festliche Stim- mung von vornherein erst gar nicht aufkommen lassen will. Ist die Weihnachtsfreude nicht eine zeitungemäße Zumutung, mehr ein Missfallen denn ein Wohlge- fallen? Drohende Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Engpässe, familiä- re Zwistigkeiten und weltumspan- nende Auseinandersetzungen las- ten schwer auf Schultern und Gemütern und drücken den Blick nach unten ins dunkle Nichts.

Ausgerechnet Hirten

Auf den nächtlichen Fluren Bethlehems erhellt Gottes retten- des Licht die verdutzten Hirten. „Ausgerechnet Hirten!“, bemerkt Konrad Eißler treffend. Längst vorbei war die Zeit, in der man ehrfurchtsvoll zu einem Hirten auf sah, der wie in Davids Tagen bis zum Königsthron aufsteigen konnte. Jetzt waren sie die Ver- achteten und Verlierer, galten als Ausgestoßene und Außenseiter. Von ihnen sagte man allgemein- hin, dass auch Gott sie nicht wol-



le. Sie bildeten den Bodensatz der asozialen Schicht, nicht selten mit Betrugern und Räubern in einem Atemzug genannt. Sie befanden sich damit so weit unten auf den Stufen der gesellschaftlichen Werteskala, dass man ihnen sogar das Zeugenrecht verwehrte. Selbst dann also, wenn sie etwas gese- hen hatten, durften sie es den- noch nicht vor Gericht bekunden. Die Hirten waren schlichtweg die schwarzen Schafe der morgenlän- dischen Antike.

Ausgerechnet Hirten erhellt Gott die Nacht. Die Engel besuchen nicht das vor sich hinschlummern- de Jerusalem, sondern die Namen- losen des bethlehemitischen Hin- terlandes. Hier tritt Gott aus seiner jahrhundertelangen Verborgen- heit, hier reißt er den Himmel auf. Die Letzten wählt er aus, die Ers- ten zu sein, die gute Nachricht zu hören. Die nicht zeugnisberechtig-

te Randgruppe beruft Gott zu (Augen-) Zeugen seiner Mensch- werdung. Die religiös Übersehenen stehen mit einem Mal in der Tra- dition alttestamentlicher Prophe- ten und werden zu Gottes Sprach- rohr. Treffend dichtet Jochen Klepper: „Den Ärmsten auf verlas- senem Feld, gabst du die Bot- schaft an die Welt.“ Ausgerechnet zu den Hirten kommt der tonnen- schwere göttliche Ausspruch: „Fürchtet euch nicht, ... denn euch ist heute ein Erretter geboren.“ (Lu- kas 2,10-11)

Euch! Euch, den Verachteten und Nichtgeachteten; euch, den Ausgestoßenen; euch, den schwarzen Schafen; euch, die ihr von euren Lasten in den Staub gedrückt werdet. Euch ist heute der Erretter geboren, der Heiland; der, der alles heil machen kann.

Luther und die drei Buchstaben

Dass es einmal so kommen würde, hatte der alte Jesaja schon lange zuvor gesehen und aufge- schrieben: „Ein Kind ist uns gebo- ren, ein Sohn uns gegeben“ (Jesaja 9,6). Martin Luther brachte es auf den Punkt, als er ergriffen in das Dämmerlicht der überfüllten Kir- che hineinrief: „Mache die drei Buchstaben ‚uns‘ ... groß am Himmel und auf der Erde und sprich: Das Kind ist geboren, das ist wahr. Aber wem ist’s geboren? Uns, uns ist’s geboren!“ Hier ver- dichtet sich die Botschaft der En- gel zu nur einem Wort, nur einem Namen: **Immanuel** – Gott mit uns (Jesaja 7,14).

rechte Seite:
Verkündigung
an die Hirten,
Feder- und Pinselzeichnung
(Vorentwurf für ein Ge-
mälde) von
Rembrandt van Rijn,
17,6 x 20 cm (Ausschnitt),
1640/42, Hamburg,
Kunsthalle



Überblendendes Licht

Kein Wunder, dass der himmlische Botschafter deshalb von „großer Freude“ spricht. Gott beschenkt uns mit sich selbst. Die größte Gabe aller Zeiten liegt in Windeln gewickelt in einer Krippe in einem Stall in Bethlehem. Seit über 2000 Jahren liegt sie dort bereit. Wir müssen sie nur abholen. Verpassen wir nicht bei einer prächtig prunkvollen Feier und unter einem Berg von Präsenten das wirkliche Geschenk. Lassen wir illuminierte Lichterketten und strahlende Leuchtbatterien nicht

das eigentliche Licht jener Nacht überblenden. Nach ihrem erfolgreichen Kurzflug im Dezember 1903 telegrafierte die Wrightbrüder an ihre Schwester: „Sind 120 Fuß geflogen - stopp - werden Weihnachten zu Hause sein.“ Ein Bekannter, dem sie das Telegramm zeigte, rief aus: „Oh wie schön, die Jungens werden Weihnachten zu Hause sein!“ Die Nachricht über den ersten bemannten Flug hatte er völlig übersehen.

Überzeugte Nachtwanderer

Die Hirten jedenfalls machten sich sofort auf und gingen. Übrigens sagten sie nicht: „Lasst uns gehen, um zu sehen, ob diese Sache geschehen ist.“ Sie zweifelten nicht am Wahrheitsgehalt des göttlichen Ausspruchs, sondern sahen das Gehörte als Fakt: „*Lasst uns gehen, um die Sache zu sehen, die geschehen ist.*“ In dieser Glaubensüberzeugung machten sie sich auf den Weg. Sie ließen alles stehen und liegen. Es hätte ja auch nichts genutzt, sich über die erhellte Nacht und die himmlischen



Chöre zu freuen und dann bei den Schafferden zu verbleiben.

Es kann nicht schaden, sich an dieser Stelle August Rische anzuschließen und in sein Lied einzustimmen: „Mit den Hirten will ich gehen, meinen Heiland zu besuchen, meinen Heiland Jesus Christ, der für mich geboren ist.“ In gleicher Weise beendete auch Friedrich von Bodelschwingh im Dezember 1945 sein Gedicht mit den Worten: „Aus tausend Traurigkeiten, zur Krippe gehn wir still. Das Kind der Ewigkeiten, uns alle trösten will.“



Freier Zutritt

Irgendwann standen die Hirten, vermutlich atemlos (Lukas 2,16), vor der Stalltür. Sie konnten frei hinzutreten. Keine Leibgarde bewachte den Eingang zur Geburtsstätte des Königs der Könige, kein übereifriger Privatsekretär vergab Besuchstermine. Niemand hinderte, niemand wies ab. Sie traten ein in Gottes neue Welt. Der Wendepunkt ihres Lebens wurde eingeläutet, „als sie das Kind sahen.“

Nächtliche Verkündigung

Vom menschgewordenen Wort Gottes in der Krippe ergriffen, erfasst sie stetig steigendes Staunen. Sie können nicht mehr an sich halten. Sie sind verändert. Sie geraten in Bewegung. Sie laufen hinaus und „machen das Wort überall kund.“ Alle, die es hören, werden von dem Erstaunen angesteckt und geraten ebenso in Verwunderung. Vom hintersten, dunkelsten Weideland waren sie mit nichts gekommen. Nun kehren sie mit erhellten und übervollen Herzen zurück. Der Text sagt dabei gar nicht, wem sie die Botschaft weitersagten, weil das keine Rolle spielt, denn die gute Nachricht gilt jedem und ist für alle gedacht, die man unterwegs trifft.

Dort gewesen zu sein, wird auch uns verändern. Die bei Jesus brennend gewordenen Herzen sind wie entzündete Kerzen, die wir als flammende Lichter in das Dunkel der Welt hinaustragen dürfen. Welchen Wert auch hat die Weihnachtsfreude, wenn wir nicht davon weitersingen und -sagen; wenn wir nicht erzählen von dem Hinblicken Gottes auf unseren bemitleidenswerten Zustand; von den großen Dingen, die der Mächtige an uns getan hat?

Ein Holz

Wie umfassend und weitgreifend Bethlehem ist, wird erst bewusst, wenn man das Gemälde eines Mannes vor Augen hat, der in Gedanken auch mit den Hirten gegangen ist. Der holländische Künstler Rogier van der Weyden

*Anbetung der Könige, 1455.
Rogier van der Weyden, 1399–1464,
Holz 139,5 x 152,9 cm, Columbia Altar,
Alte Pinakothek, München*

(1400–1464) malte seinerzeit eine der damals üblichen mittelalterlichen Krippenszenen. Man sieht das Kind, Maria und Josef, Weise und Hirten, doch bei genauerem Betrachten stellt man fest, dass an einer Stelle im Stall ein Kreuz mit dem leidenden Christus hängt. Krippe und Kreuz sind aus dem gleichen Holz geschnitzt, auf ihnen liegt die gleiche Person.

Nun kann auch der symbolisch am New Yorker Weihnachtsbaum hängende Beladene getrost seine Last abwerfen und freudig aufblicken. Das „Fürchte-dich-nicht“ gilt auch ihm, ebenso wie die Verkündigung der Freude, des Friedens und des Wohlgefallens.

Als die Hirten später zu den Schafen zurückkehrten, lag das Dunkel der Nacht wieder über dem Land. Auch ihre Hütearbeit blieb unverändert dieselbe. Doch nichts war mehr wie zuvor. Gott war nicht nur in ihr Leben eingetreten, sondern in das der gesamten Menschheit. Das Ereignis war und ist derart einschneidend, dass wir unsere Zeiten und Lebensdaten heute in vor Christi Geburt und nach Christi Geburt einteilen. Aber Bethlehem ist mehr als eine bloße Zäsur auf dem Kalender. In den beiden das Leben Jesu umspannenden Hölzern von Krippe und Kreuz zeigt sich Gottes ganze Liebe, sein ganzes Erbarmen. Da bleibt dem weihnachtlichen Spurensucher nichts anderes, als das aus der Höhe verkündigte Wort ganz persönlich zu nehmen: Wahrlich – hier ist mir heute mein Heiland geboren!

Martin v. d. Mühlen



Verwendete Literatur:

McCasland, David: *Weighed Down at Christmas. In: Our Daily Bread. Grand Rapids, Michigan: 24th December, 2002.*

Pagel, Arno: *Dennoch Weihnachten. St.-Johannis-Verlag, Lahr-Dinglingen: o.J., S. 11–14.*

Eißler, Konrad: *Große Freude. Verlag des Diakonissenmutterhauses Aidlingen, Grafenau: o.J., S.2.*

Klepper, Jochen: *Kyrie – Geistliche Lieder. In: Ziel und Zeit. Luther Verlag, Bielefeld: 1993.*

Luther, Martin: *In: Gedanken zur Weihnacht. Evangelischer Missionsdienst, Oberderdingen-Flehhingen: o.J., S.9.*

McIntee, Arnot P.: *In: Choice Gleanings. John Ritchie, Kilmar-nock: 24th December, 1996.*

Haubner, F.: *Krippe und Kreuz. In: Das Wort für heute. Christliche Verlagsgesellschaft, Dillenburg: 12/1995, S.4.*

Es gibt keinen Ort, an den er nicht geht

Charlie war zehn. Die Weihnachtsferien hatten gerade begonnen, und die Familie hatte sich entschlossen, sie auf dem Land zu verbringen. Der Junge drückte seine Nase gegen das Erkerfenster ihres Feriendomizils und staunte über den britischen Winter. Er war froh, die schmutzigen Londoner Straßen gegen die blütenweiße Frische der schneebedeckten Hügel einzutauschen.

Seine Mutter lud ihn zu einem Ausflug mit dem Auto ein und er nahm schnell an. Ein vollkommener Augenblick des Glücks bahnte sich an. Vorsichtig steuerte sie den Wagen die engen Serpentinaugen hinab. Die

Sie bot ihnen Tee und Kekse an und drängte sie zu bleiben, bis Hilfe eingetroffen wäre.

Ein gewöhnliches Vorkommnis? Diese Meinung sollten Sie gegenüber der Frau, die damals die Tür öffnete, besser für sich behalten. Sie hat diesen Tag niemals vergessen. Tausendmal hat sie diese Geschichte erzählt. Und wer könnte es ihr verdenken? Denn es geschieht nicht gerade häufig, dass eine königliche Hoheit vor der Tür steht.

Die beiden Reisenden, die im englischen Winter gestrandet waren, waren keine Geringe-

ren als Queen Elizabeth und der Thronerbe, der damals zehnjährige Charles.

Reifen knirschten im Schnee und der Junge hauchte seinen kalten Atem gegen die Fensterscheiben. Er war begeistert. Die Mutter dagegen machte sich Sorgen.

Mittlerweile hatte es heftig zu schneien begonnen. Die Sicht wurde schlechter. Als sie um eine Kurve bog, begann der Wagen zu rutschen. Er kam erst zum Halten, als er im Straßengraben gelandet war. Sie versuchte wieder herauszufahren, doch die Reifen drehten durch. Der kleine Charlie schob an, während seine Mutter Gas gab. Aber sie hatten kein Glück. Sie steckten fest und brauchten Hilfe.

Eine Meile weiter unten stand ein Haus. Sie machten sich auf den Weg und klopfen an die Tür.

„Natürlich“, entgegnete ihnen die Frau auf ihre Bitte um Hilfe. „Kommen Sie herein, wärmen Sie sich auf. Das Telefon steht Ihnen zur Verfügung.“

Auf den himmlischen Straßen und unter Christen geht die Botschaft von Mund zu Mund, dass etwas weitaus Größeres in unserer Welt geschah. Seine königliche Hoheit ist auf unseren Straßen gewandelt. Der Prinz des Himmels hat an unsere Tür geklopft.

Sein Besuch war allerdings kein Unfall. Und er blieb weitaus länger als nur zum Tee. Er blieb in der Zimmermannswerkstatt, in der Wüste, im Wasser des Jordans, auf dem Wasser des Sees Genesareth. An den seltsamsten Orten tauchte er überraschend auf. Orte, an denen man niemals erwarten würde, Gott zu sehen.

Andererseits - wer hätte schon damit gerechnet, ihn überhaupt zu sehen?

Max Lucado



Für Gott ist
klein nicht
unbedeutend

Kein Platz für Jesus ...?

Eine Andacht zu Lukas 2,1-7

Niemand, der im Jahr 4 v. Chr. in Bethlehem lebte, hätte wohl damit gerechnet, dass ausgerechnet hier ein Ereignis stattfinden würde, das die Geschichte der Menschheit für immer verändert.

Ein junges Paar, Josef, ein Handwerker, und Maria, seine schwangere Verlobte, machen sich aus dem unbedeutenden Ort Nazareth auf den Weg in die kleine Stadt Bethlehem. Sie wollen sich dort registrieren lassen. Der mächtigste Mann der Welt, der römische Kaiser Augustus, hatte diese Volkszählung angeordnet. Er wollte wissen, wie viel Steuern er einnehmen könne. Doch als Maria und Josef in Bethlehem eintreffen, ist der Ort bereits mit vielen Menschen überfüllt. Als dann die Zeit der Geburt für Maria kommt, müssen sie sich mit einem Raum begnügen, in dem auch Tiere gehalten werden. So

gebietet Maria einen Sohn, wickelt ihn und legt ihn in einen Futtertrog.

Jeder der die Geschichte der Geburt Jesu liest, wird die Schlichtheit erkennen, mit der Lukas sie schildert. Wer jedoch die Bedeutung der Erzählung ganz erfassen will, muss etwas von der Zeitgeschichte um das Jahr 4 v. Chr. verstehen. Erst dann wird die Heilsgeschichte verständlich und die Bedeutung für die Gegenwart offensichtlich.

Eine unruhige Zeit

Die Zeit um das Jahr 4 v. Chr. war alles andere als ruhig. Nach einer Zeit des Bürgerkriegs leitete der neue, alleinige Kaiser Octavian (Augustus) eine Reihe von Reformen ein, um das römische Reich zu konsolidieren. Zu diesen Reformen zählte auch die Schätzung der Bürger des Reiches, um die Steuereinnahmen zu ermitteln.

Im Land Israel herrschte ein Vasallenkönig. Herodes der Große, der für seine Grausamkeit bekannt war, ließ noch kurz vor seinem Tod mehrere seiner Kinder hinrichten. Er hatte sie im Verdacht, ein Komplott gegen ihn zu schmieden. Er wird auch versuchen Jesus zu töten, sieht er doch seine Macht bedroht (Matthäus 2,16-18). Die religiösen Führer

Israels halten Jesus für einen Gotteslästerer und tun alles, um ihn aus dem Weg zu schaffen. Schließlich wird er von den Römern selber hingerichtet.

Wie war die Stimmung unter den Juden? Das Volk Israel war unzufrieden, in sich selbst uneins und zerstritten. Das beweisen die verschiedenen Parteien, wie die Sadduzäer, Pharisäer, die Essener und die Zeloten. Es gab wenig Zusammenhalt, aber umso mehr Misstrauen und Streit.

Eine heilschaffende Zeit

In diese Zeit hinein wird Jesus geboren - als der Retter, der die Sünde der Welt trägt (Lukas 1,32-33.76-77). Dass Lukas diese Geburt mit der Verordnung des Kaisers Augustus verbindet, ist nicht nur historisches Interesse. Es zeigt vielmehr, wie Gott heilbringend handelt. Der Kaiser mag einen Plan verfolgen. Doch letztlich ist





es Gott, der diesen Plan gebraucht, um seinen Retter in die Welt zu senden.

Gott gebraucht das Dekret des Kaisers, um Jesus genau an dem Ort zur Welt kommen zu lassen, aus dem nach Micha 5,1-2 der verheißene Retter stammen soll. In den Augen der Welt ein unbedeutender Platz. Doch nach Gottes Plan ist Bethlehem der entscheidende Ort. Es ist die Stadt Davids. Wo sonst könnte Jesus, der Nachkomme Davids und Erbe seines Throns zur Welt kommen!

Normalerweise wurde die Geburt eines bedeutenden Kindes, etwa eines Prinzen, mit aller Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Wie schlicht und demütig ist dagegen die Geburt Jesu. Er wird in einem Raum geboren, in dem auch Tiere sind, weil es sonst keinen Platz gab. Wie unterschiedlich ist Gottes Plan im Vergleich zu den Plänen der Mächtigen dieser Welt.

Kein Platz für Jesus ...?

Auch in unserer Zeit und Gesellschaft hat Jesus keinen Raum, keinen Platz mehr. Die Mächtigen unserer Zeit halten ihn für unbedeutend und meinen ohne ihn auszukommen. Wie sehr wünschen wir uns, Jesus den Menschen wieder nahe zu bringen, ihnen das Heil der Welt zu zeigen, ihn wieder in das Bewusstsein unseres Volkes zu bringen.

Vielleicht fühlen wir uns dazu zu schwach, zu klein, zu unbedeutend. Unsere Gemeinde ist zu klein und unsere Kraft zu gering. Vielleicht haben wir das Gefühl, niemand wolle unser Zeugnis, unsere Verkündigung hören. Wie viel kann uns die Geschichte der Geburt Jesu hier helfen. Gott wählte eine unwichtige, kleine Familie. Er wählte eine unbedeutende Stadt und einen Ort, an dem niemand einen König oder gar den Retter der Welt erwarten würde. Doch durch all diese scheinbar unbedeutenden Dinge hat Gott das bedeutungsvollste Ereignis in der Geschichte der Menschheit geschaffen: Jesus Christus, der Erlöser kam in die Welt.

Anstatt den Weg der Größe, der Pracht, der Herrlichkeit zu wählen, anstatt die Geburt durch Märsche zu proklamieren, wählte Gott den Weg der

Schwachheit und der Demut. Diesem Weg Gottes dürfen wir mit Zuversicht und Hoffnung folgen. Später bekennt auch der Apostel Paulus in diesem Sinn: „*Sehr gerne will ich mich nun vielmehr meiner Schwachheiten rühmen, damit die Kraft Christi bei mir wohne*“ (2. Korinther 12,9b).

Thomas Lauterbach



Ochs und Esel

Zur christlichen Symbolik weihnachtlichen Brauchtums

Mit der dunklen Jahreszeit werden die Tage kürzer, die Temperaturen sinken, die Blätter an den Bäumen haben sich verfärbt und sind abgefallen. Seit einiger Zeit türmen sich Berge von Spekulatius und Lebkuchen in den Supermärkten, in den Häusern und Wohnungen werden Kerzen angezündet, Weihnachtsmänner finden sich hier und da an Hauswänden oder in Werbeprospekten und die Städte haben ihre Fußgängerzonen mit gleißenden Lichterketten geschmückt.

Bald ist wieder Weihnachten oder Christfest, wie man kultur- und kirchengeschichtlich korrekt sagen müsste. Denn die uneingeschränkte Verbreitung des Begriffs Weihnachten fand erst in der Natur und Germanentum glorifizierenden Romantik des 19. Jahrhunderts statt. Bis dahin lebten beide Bezeichnungen friedlich nebeneinander, wobei

überzeugte Christen natürlich dem Christfest den Vorzug gaben, schließlich signalisierte es unmissverständlich Ziel und Sinn dieses winterlichen Festes.

Auch für geschichtsvergessene Zeitgenossen ist es ein lohnendes Unternehmen, sich damit auseinander zu setzen, wie weihnachtliches Brauchtum entstand und was es den Christen vergangener Jahr-

*Ochs und Esel (Detail),
Konrad von Soest,
1404, Altar der
Stadtkirche Nieder-
wildungen*

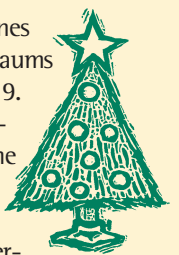


hunderte bedeutete. Plötzlich wird mancher mit neuer Begeisterung Christfest feiern, bekannte Bräuche praktizieren und sich neu an deren symbolisch theologischer Bedeutung erfreuen.

Die größte Zahl der heute praktizierten Weihnachtsbräuche entstammt christlichen Überlegungen und kann durch gängige und nachvollziehbare Interpretationen Christen bei der Vergegenwärtigung und Vertiefung des Weihnachtsgeschehens helfen. Nicht-Christen können dadurch unmittelbar mit der Heilsgeschichte Gottes, insbesondere mit der Geburt und dem Tod Jesu Christi konfrontiert werden.

Der Christbaum

Die erste Erwähnung eines weihnachtlichen Tannenbaums stammt aus dem Jahr 1419. Ein Bäckergehilfe aus Freiburg schmückt seine Tanne als biblischen Paradiesesbaum mit Äpfeln, Birnen, Nüssen, Gebäck und Flittergold. Baseler Schneidergesellen schmücken den in ihrer Herberge aufgestellten Weihnachtsbaum 1597 in gleicher Weise. Nach den Festtagen wurden die Bäume gewöhnlich den Kindern oder Armen zum plündern überlassen. So sollten die von Gott erhaltenen Geschenke des Heils und der materiellen Güter ganz praktisch mit den Bedürftigen geteilt werden. Auf die Funktion des Tannenbaums als Geschenkträger weist die Bezeichnung „Nikolausbaum“. Dadurch wird der Baum mit dem ursprünglichen Gabenbringer der Adventszeit, dem Nikolaus in Verbindung gebracht.



Mitte des 17. Jahrhunderts gehört der Tannenbaum insbesondere in den Städten zum weit verbreiteten Weihnachtsschmuck. An den Höfen und in den Häusern der Oberschicht wurden sie zum Mittelpunkt der familiären Weihnachtsfeier. Im Laufe der Zeit wurde der Christbaumschmuck weniger nahrhaft, dafür mit Rauschgold, Watte, versilberten Nüssen, bunten Glaskugeln und Lametta umso dekorativer. Unter den Pietisten des 18. Jahrhunderts war der Christbaum noch ein bekanntes Symbol des Paradieses. Zum einen wusste man natürlich, dass der 24. Dezember in der Kirche auch als Gedenktag an Adam und Eva galt, zum anderen wurden die Baumständer noch vielfach von einem, mit Schafen und anderen Holztieren bevölkerten Paradiesgärtlein, umgeben. Von Jung Stilling wissen wir das der „hell erleuchtete Lebensbaum“ um 1750 schon unter den Erweckten an der Dill verbreitet war. Der Baum wird in der Wohnstube aufgestellt und geschmückt. Zeitweilig ist es üblich, für jedes Familienmitglied einen eigenen Baum aufzustellen, der sich symbolisch zumeist nach der Größe der entsprechenden Personen richtet. Die Geschenke liegen unter dem Tannenbaum, der dem jeweiligen Familienglied entspricht. So kann jeder auch ohne Namensnennung sofort erkennen welche Geschenke für ihn bestimmt sind.

Der Christbaum geht zurück auf die mittelalterlichen Paradies- und Weihnachtsspiele, die den Sündenfall und die Erlösung zum Thema hatten. Die Spieler trugen vor Beginn der Szene ein Bäumchen, auf der einen Seite mit Äpfeln, die für das Böse standen, auf der anderen Seite mit den Leidenswerkzeugen (Dornenkrone, Kreuznägel, Kreuz etc.) behängt. Auch der heutige Baumschmuck orientiert sich weitgehend nach diesen mittelalterlich christlichen Vorgaben. Dabei sollen Glaskugeln und Äpfel an die Früchte des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen erinnern. Für eine Anlehnung an den Para-

diesesbaum spricht auch, dass man mancherorts nicht nur Äpfel, sondern auch hölzerne Figuren von Adam und Eva und sogar der Schlange an den Weihnachtsbaum hängte. In den Weihnachtsspielen und verschiedentlich bei bildlichen Darstellungen wird der Paradiesesbaum als Erlösermotiv verwandt. Steht der paradiesische Baum im Zusammenhang mit dem Sündenfall, verweist der andere Baum (Kreuz) auf die Überwindung der Gottferne.

Aber auch auf den Baum des Lebens soll der Christbaum hinweisen, den Baum, der nach 1. Mose 3 ewiges Leben verheißt, und der Baum (Kreuz), an dem Jesus später stirbt und damit den Menschen Vergebung seiner Schuld und ewiges Leben bei Gott ermöglicht. Auch neuere volkstümliche Lieder beziehen sich auf das Symbol des Lebensbaums: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, du trägst ein' grünen Zweig!“ Hier wird der Tannenbaum als Sinnbild des unvergänglichen Lebens gepriesen, weil er auch im Winter grünt, wenn die meisten anderen Pflanzen tot und starr zu sein scheinen. Gleichzeitig wird der Christbaum als Symbol der christlichen Tugenden Hoffnung und Beständigkeit angesehen. Für die Christen des 19. Jahrhunderts kam bei diesem Lied noch der Aspekt der Liebe Gottes hinzu, die sich in dem Opfer der Menschwerdung seines Sohnes zeigt (Johannes 3,16). Das Lied entstand nämlich, indem Ernst Anschütz einem weit bekannten Liebeslied, welches die immergrünen Zweige der Tanne als Zeichen unvergänglicher Liebe besang, durch zwei weitere Strophen auf die Liebe Gottes bezog.

Rot als weihnachtliche Grundfarbe

Purpurrot ist die Farbe des Reichtums und der Herrschaft (Lukas 16,19; Johannes 19,2). Die byzantinischen Herrscher waren völlig in Rot gekleidet. Bis heute tragen die Kardinäle als Fürsten



der Kirche Rot. So verweist das weihnachtliche Rot auch auf die Gegenwart des Herrn aller Herren in der sündigen Welt.

Andere Bibelstellen nennen Rot als Synonym der Morgenröte, die den neuen Tag ankündigt oder eine neue Heilszeit bzw. das Ende der gegenwärtigen Epoche (z.B. Petrus 1,19; Amos 4,13). In dieser Hinsicht steht Rot in der Adventszeit für den Anbruch einer neuen Beziehung zwischen Gott und den Menschen, die beide trennende Schuld wird durch das Handeln Gottes beseitigt, das zu Weihnachten seinen Anfang findet.

Rot wird darüber hinaus als Farbe der allbarmherzigen Liebe und Passion Jesu benutzt. So wird auch der Jünger Johannes, „den Jesus lieb hatte“ auf Gemälden zumeist mit roter Kleidung abgebildet. Zu Weihnachten erinnert die rote Farbe an die große Liebe Gottes zu den Menschen, die ihn bewog, seinen Sohn Jesus Christus der irdischen Schlechtigkeit und Endlichkeit auszusetzen, damit Menschen die Chance erhalten, ihre Ewigkeit in der himmlischen Herrlichkeit zu verbringen.

Rot ist darüber hinaus in vielen Kulturen Symbol des Blutes. Im christlichen Glauben sollen rote Kerzen und roter Weihnachtsschmuck an den Opfertod Jesu erinnern (Jesaja 63,1-3; Hebräer 9,1-10,18).

Weihnachtsgeschenke

Sie haben ihre christliche Wurzel in dem Bibelwort „Also hat Gott die Welt geliebt“ (Johannes 3,16), in seinem Erlösungsgeschenk an uns in Gestalt seines eingeborenen Sohnes. Ein Geschenk, das durch nichts übertroffen werden kann, nur durch den Versuch, ihm so gut wie möglich nachzufolgen. Gleichzeitig sind die Weihnachtsgeschenke eine Erinnerung an die Gaben, die die „Heiligen Drei Könige“ dem Jesuskind darbrachten (Matthäus 2,11).

Im Mittelalter stellten die Dienstherren zum neuen Jahr





neue Knechte und Mägde ein und das Gesinde wurde mit reichen Geschenken weiter verpflichtet. Dieser Brauch lebt zumindest teilweise in den kleinen Aufmerksamkeiten für Postboten und Zeitungsjungen, aber auch in den Weihnachtsgeschenken weiter.

In späteren Jahren war es Sitte, die Kinder zu beschenken. Als Überbringer fungierten vor allem Martin von Tours, Nikolaus von Myra und das Christkind. Bis ins vorige Jahrhundert hinein ist vor allem den Kindern beschert worden, im Biedermeier hängte man die Geschenke in kleinen Päckchen ganz hoch in den Baum, so dass sie die Kinder nicht vorzeitig erreichen konnten.

Ochse / Esel an der Krippe

In der typischen Weihnachtskrippe finden sich neben der heiligen Familie noch einige Tiere. Darunter zumeist auch ein Ochse und ein Esel. In den Berichten der Evangelien finden wir diese Tiere allerdings nicht.

Bei *Origenes* (gest. 254) und in einem apokryphen Evangelium werden Ochse und Esel als Tiere im Stall der Geburt Jesu genannt. Damit wollten die Christen an eine Aussage aus Jesaja 1,3 erinnern:

„Der Ochse kennt seinen Herrn und der Esel die Krippe seines Herrn.“

Auch Hieronymus berichtet von antiken Besuchern der Geburtsgrötte in Bethlehem die die Stelle sahen, *„wo der Ochse seinen Herrn erkannte“*. Mit diesem Bild sollte sicher auch zum Ausdruck gebracht werden, dass im Gegensatz zu Juden und Römern, die Hirten auf dem Feld, die Weisen aus dem Osten und nach ihnen viele Christen in diesem neugeborenen Kind den verheißenen Messias erkannten – eben wie Ochse und Esel, die zwar nicht als klug gelten, aber doch hier die Offenbarung Gottes wahrnehmen. In ältesten Darstellungen der Krippenszene schauen Ochse und Esel allerdings noch vom Gotteskind weg und sollten wohl für die Israeliten stehen, die Jesus als Messias ablehnten. Zumeist sah man in dem Esel ein Bild für die Juden, im Ochsen ein Symbol für die Heiden. Beide haben ihren Platz an der Krippe und sind berufen Volk Gottes zu sein (Lukas 2,31f). Sie sind Ziel der Menschwerdung Gottes und deshalb von Anfang an symbolisch anwesend. Der Esel als Tier der Demut ist gleichzeitig Metapher für Jesus Christus, der sich als Gott so klein macht, wie der kleinste Mensch.

Anbetung der Hirten, Bartolomé Esteban Murillo, 1618–1682, Holz 1870 x 2280 cm, Museo del Prado, Madrid

Der Ochse als alttestamentliches Opfertier verweist zudem auf den Tod Jesu am Kreuz. Auf zahlreichen christlichen Sarkophagen und Katakombenfresken aus römischer Zeit, findet sich eine Darstellung der Geburt Jesu mit Ochse und Esel.

Michael Kotsch



Mehr dazu in: Michael Kotsch – „Weihnachten – Herkunft, Sinn und Unsinn von Weihnachtsbräuchen“, Jota Publikationen 2003, Pb. 240 Seiten, 12,95 Euro (ISBN: 3-935707-15-0)

Jesus, der Gesandte

Weihnachten – das ist die Geburtstagsfeier Jesu Christi. So erklären wir unseren Kindern das Weihnachtsdatum. Wir feiern nicht uns, sondern das Geschenk Gottes an uns, die Gabe seines Sohnes. Weihnachtsstern, Bethlehem, Krippe, Stall mit Maria und Josef, Weise aus dem Morgenland – und die Geburtsstunde Jesu ist perfekt. Wäre da nicht die Ankündigung des Engels Gabriel in Lukas 2,35 („*aber auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen*“). Der Heilige Geist ist es, der das Kind in Marias Leib entstehen lässt. Sohn Gottes soll das zukünftige Kind genannt werden. Darin wird deutlich, dass es um viel mehr geht, als die Geburt eines normalen Kindes.

aus der Ewigkeit

... viel mehr als die Geburt eines normalen Kindes

Der Anfang seines Lebens liegt nicht in Bethlehem, seinem Geburtsort, noch in Nazareth in Galiläa, wo er aufgewachsen ist. Seine Anfänge liegen in der Urzeit, in den Tagen der Ewigkeit (Micha 5,1). Der Bogen meines sichtbaren Lebens beginnt mit der Geburt und endet mit dem Tod. Bei Jesus ist das nicht so. Sein Lebensbogen beginnt in der Ewigkeit. (Johannes 8,58) Er wölbt sich nicht in den Tod hinab, sondern geht durch das menschliche Leben und den Tod hindurch wieder in die Ewigkeit. (Matthäus 17,23)

Jesu Bewusstsein vom Leben beginnt nicht in Bethlehem als seinem Geburtsort. Sein Daseinsbewusstsein hat eine ganz andere Tiefe und Weite. Nicht Geburt, Leben und Tod - von der Wiege bis zur Bahre. Sein Kommen in die Welt als das Kind in der Krippe, steht in Spannung zu dem ewigen Christus, wie er uns in Offenbarung 1,11ff beschrieben wird.

Matthäus weist auf die Herkunft Jesu von Abraham her hin (Matthäus 1,2ff). Jesu Geschichte beginnt nicht mit Maria und Josef, sondern er steht am Anfang der Heilsgeschichte Gottes mit der Welt und Israel. Lukas geht einen Schritt weiter. Er überliefert uns die Weihnachtsgeschichte, aber er zeigt auch die Herkunft Jesu vor Adam auf. Jesus stammt von Gott (Lukas 3,38). Noch kühner ist Johannes. Er stellt uns Jesus als den ewigen Sohn Gottes vor.

Jesu, der ewige Sohn Gottes

In Johannes 1,1-3 ist die Anspielung an 1. Mose 1,1 kaum zu überlesen. Im Anfang der Schöp-



fung „war“ (griech. Imperfekt) das Wort schon da. (vgl. V. 2) Das Wort hat also keinen Anfang. Seine Ursprünge liegen in der Ewigkeit. Das Wort (griech. Logos) hat Ewigkeit. Das Streben des Logos ist auf Gott gerichtet. Sein Ziel ist Gott. Gott und der Logos sind zwei unabhängige, selbständige Wesen und doch unzertrennlich. Im Glaubensbekenntnis von Nicäa (381) haben die Kirchenväter versucht, dieses Verhältnis näher zu beschreiben. Der Logos steht also als selbständiges Wesen in inniger Gemeinschaft mit Gott. Der Logos ist aber nicht nur zur Zeit der Schöpfung schon da, er wirkt auch in der Schöpfung mit. Ohne ihn wäre nichts geworden. Und alles, was in der Schöpfung geworden ist, existiert nur durch seine Mitwirkung.

Dieser so beschriebene Logos wird Fleisch (Johannes 1,14), nimmt als ewiges Wort die Gestalt eines Menschen an, lebt wie ein Mensch unter Menschen, also nicht privilegiert auf Grund seiner Herkunft. Und doch scheint durch all seine Alltäglichkeit Herrlichkeit hindurch. Die Herrlichkeit des Vaters bekommt Konturen. Im Sohn wird der Vater deutlich (Johannes 14,9). In ihm begegnet uns auch die Wahrheit über uns selbst, aber auch die Gnade in der Person des Sohnes. Das ist die Weihnachtsgeschichte nach Johannes.

Aber damit, dass Johannes Jesus als das Wort - den Logos - beschreibt, stellt sich Gott als jemand vor, der sich mitteilt. Als ein Gott, der seine Fülle, seinen Reichtum, seinen Sinn, sein Leben nicht für

sich behält. Er teilt sich mit. Das Wort, womit er das tut, geht zunächst nicht an einen anderen, sondern an sich selbst. Es bleibt in der Tiefe Gottes (vgl. 1. Mose 1,26f).

Menschenwort ist schwach. Im Sinn stark vielleicht, aber schwach im Sein. Ein Hauch, der vergeht. Das Wort, das Gott spricht, ist selber ein Jemand, ist eine Person. Gott spricht als Sprechender und als Angesprochener, als Vater und Sohn. Das Wort, das der Vater spricht, ist von Ewigkeit auf den Sohn gerichtet. Dieses Wort, der Sohn, umschließt alles: die Unendlichkeit Gottes und die endliche Schöpfung. In dieser kühnen Sicht des Sohnes wird Johannes vielleicht noch von Paulus übertroffen. Denn Paulus beschreibt uns Jesus als den Mensch gewordenen Sohn.

Jesu, der Mensch gewordene Sohn Gottes

In Kolosser 1,15ff beschreibt Paulus Jesus als den, der uns den Frieden mit Gott gebracht hat. Wer ist dieser Jesus, der da so elend am Kreuz hängt? Durch diesen Menschen hat die Unsichtbarkeit Gottes Gestalt gewonnen. Die Ewigkeit Gottes scheint durch ihn hindurch zu uns Menschen, weil er als Mensch Teil dieser Ewigkeit ist.

Bevor die Schöpfung geboren wurde, war er schon da. Der Grund für die Schöpfung, ihr Sinn und Ziel liegt in ihm begründet. Das gilt für die sichtbare Schöpfung und für die für uns Menschen unsichtbare Schöpfung. In einer Entscheidung vor Zeit und Raum liegt der Beschluss Gottes durch und wegen des Sohnes zu schaffen.



Der Sinn aller Schöpfung, damit auch der Sinn meines Lebens mit allen seinen Höhen und Tiefen ist in ihm verborgen (Kolosser 2,3). Das unübersehbare Geflecht von Zeit und Ewigkeit, von Diesseits und Jenseits liegt in Christus. Nicht als Gedanke oder Idee, sondern tatsächlich, als Wirklichkeit. Als Jesus Mensch wird, geboren von einer Frau, liegt die Welt in ihm. Das Kind in der Krippe ist die Krippe, in der Zeit und Ewigkeit Raum hat. Im Menschen Jesus wohnt die ganze Fülle der Gottheit (Kolosser 2,9). Die Ewigkeit hat Raum in ihm, aber die Menschen haben keinen Raum für ihn. Das in Windeln gewickelte Kind im Stall von Bethlehem ist damit der Brennpunkt des Welt- und Ewigkeitsgeschehens. Es gilt nicht über ihn zu denken, sondern von ihm her zu denken und zu leben. Er ist nicht unter unsere Gesetze und Vorstellungen zu stellen, sondern als oberstes Maß aller Wirklichkeit und Möglichkeit anzuerkennen. Für Jesu gibt es kein Maß. Er ist das Maß aller Dinge. Er ist der Erste und der Letzte. Er ist der Herr.

„Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn“ (Galater 4,4). Jesus kommt aus der Ewigkeit Gottes zu uns. Als Kind in der Krippe hat er eine Vorgeschichte, ist ein Neugeborenes mit Vergangenheit. Auf die drei Grundfragen nach der menschlichen Identität - Woher komme ich? - Wohin gehe ich? - Wer bin ich? - kann Jesus antworten: Ich komme von Gott und kehre zum Vater zurück, denn ich bin Gottes Sohn. Aber er hält nicht fest an dem Privileg seiner einzigartigen Stellung (Philipper 2,6). Gott teilt sich mit. Er lässt uns Menschen Anteil haben an dem, was ihm gehört: Kind Gottes zu sein. „So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu sein, denen, die an seinen Namen glauben.“ (Johannes 1,12)

Jesus, der Sohn Gottes, wird Weihnachten ein Mensch wie du und ich. Sein Ziel ist es, das wir ihm gleich werden (1. Johannes 3,2; Römer 8,29), damit unser Lebensbogen nicht im Tod endet, sondern wie seiner, in der Ewigkeit.

Roger Hofeditz 

Da fällt mir nichts mehr ein ...

Auf einem Auge blind?



Marcel A. fährt zweimal wöchentlich zur Berufsschule. Mit seinem kleinen bezahlten Golf 3. Pünktlich erreicht er das Schulgelände, d.h. genauer gesagt, den Parkstreifen vor der Schule. Wer die Lage dieser Berufsschule kennt, fragt sich sowieso, warum hier, mitten in einem Wohngebiet mit engen Straßen und Einbahnstraßen überhaupt eine Schule geplant wurde. Aber selbst Behördenbeamte sollen ja hin und wieder kleine Fehler machen. Zurück zu Marcel A., der im Bruchteil einer Sekunde den vorletzten freien Parkplatz auf der linken Straßenseite entdeckt und schwungvoll belegt. Allerdings: Der bezahlte Golf 3 steht nun nicht in Fahrtrichtung. Das stört weder Marcel, noch die 143 Leute, die an diesem Vormittag auf dem Fußweg an dem bezahlten und geputzten Golf 3 vorbei gehen.


Genau eine Stunde später (nach dem dritten Frühstück um 8:55 Uhr) erfolgt dann der amtliche Zugriff: Zwei durch Steuerzahler regelmäßig entlohnte Behördenangestellte erscheinen und entdecken den gefährlichen Zustand, dass der kleine Golf 3 nicht in Fahrtrichtung eingeparkt wurde. Entsetzt und zugleich erfolgsorientiert und innerlich zufrieden, verpassen sie dem kleinen Golf 3 einen Strafzettel. Ordnung muss sein. 20 Meter weiter stehen Jugendliche. Es ist bekannt, was sie dort treiben. Drogen werden dort verkauft. Jeden Tag. Auch an Minderjährige, die vielleicht den Einstieg in den absoluten Ausstieg proben. Unsere Behördenangestellte stört das wenig. Wenig? Überhaupt nicht! Das ist ja nicht ihr Zuständigkeitsbereich! Und das bringt ja auch kein Geld in die Kasse. Das lohnt sich


nicht. Und während der Behördenmann die freundliche Zahlungsaufforderung schreibt, beginnen auf der anderen Straßenseite einige Menschenleben zu sterben. An der Sucht und an der Flucht vor den Problemen ...

In L., der mittelgroßen Stadt, gibt es eine Gemeinde. Es sind viele junge Familien dabei. Einige junge Leute haben sich beim letzten Mobi-Treff-Einsatz bekehrt. Grund zum Danken, wenn es nicht da einige Aufpasser gäbe. Aufpassen ist gut! Entscheidend ist nur, worauf wir aufpassen! Diese Kontrolleure kümmern sich z.B. darum, dass ... (ich werde mich jetzt hüten, die Dinge zu nennen)! Es sind nur Dinge, die genauso unbedeutend sind wie der kleine Golf 3, der in die verkehrte Richtung guckt ...

Auf einem Auge blind? Blind für die geistliche Not unserer Mitmenschen? Blind für die Kraftlosigkeit der eigenen Gemeinde? Und während diese Kontrolleure vielleicht jede Predigt, Evangelisationsmethode und jedes Lied nach kleinsten Fehlern untersuchen und Strafzettel schreiben, gehen Menschen verloren, warten Neubekehrte auf eine Einladung zum Mittagessen und stirbt in manchen der Wunsch, zu einer Gemeinde gehören zu wollen.

Während der kleine Golf 3 schuldlos auf Marcel. K. wartet, wird 20 Meter weiter der Lebenstod verkauft. Während viel zu viele sich um viel zu wenig kümmern, sterben Menschen. Weil wir auf einem Auge blind sind ...

Dieter Ziegeler 



Sonntagmorgen. Ich ziehe die Rollläden im Wohnzimmer hoch und bin überwältigt von der traumhaften Landschaft, die mich an diesem Morgen begrüßt: Raureif!

Unser Garten wirkt wie verzaubert. O Gott, danke für diesen „Guten-Morgen-Gruß“! Wie sehr ich erfreut, überrascht du uns Menschen durch deine Schöpfung.

Kurze Zeit später. Unsere Familie fährt mit dem Auto Richtung Gemeinde ...

Inzwischen hat sich die Sonne dazu gesellt und die sechs Kilometer Fahrt durch diese „Märchenlandschaft“ vergeht mir viel zu schnell. Am liebsten würde ich immer so weiter fahren oder noch besser, durch die verzauberte Landschaft laufen. Ich sauge die Schönheit regelrecht in mich auf, möchte sie mit meinen Augen festhalten, irgendwie eingraben, immer abrufbereit.

Im Gemeindevorraum treffe ich auf Menschen, die ich in meine Begeisterung mit hinein nehme. Ich muss meinen Gefühlen einfach Ausdruck geben, zu sehr bin ich überwältigt von der Schönheit der Natur. Einige teilen meine Begeisterung, andere reagieren kaum drauf, sind schon „eingestimmt“ auf die kommende Stunde. Vielleicht wäre ich besser etwas zurückhaltender.

Ich setze mich hin. Die Stunde, in der wir in besonderer Weise durch das Mahl des Herrn an Jesus Christus und an den Tod und die Leiden unseres Herrn Jesus denken, beginnt. Zum Glück (?) brauche ich mir nicht den Kopf verdrehen, um von meinem Platz aus durch das Fenster in den Garten zu sehen, um mich an den wunderschönen

öhnung

Bildern der Natur zu ergötzen (!). Meine Lippen bewegen sich zwar, um die Lieder zu singen, doch mein Herz ist nicht beteiligt. Meine Aufmerksamkeit gilt mehr der Schöpfung als dem Schöpfer und seinem Sohn. Es gelingt mir in dieser Stunde selten, mich auf meinen Herrn zu konzentrieren. Spätestens bei Lied 51: „Herr, lenke unsre Herzen und unsern ganzen Sinn auf dein Angst und Schmerzen und auf dein Opfer hin!“ regt sich mein Gewissen und ich werde an das Wort erinnert, das Jesus in Gethsemane seinen Jüngern sagte: „*Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?*“

Ich schäme mich, habe gar keinen Grund, mich über die Jünger zu erheben.

Für den Rest der Stunde versuche ich, meine Gedanken in den Griff zu bekommen.

Nach der Mahlfeier haben wir eine kleine Kaffeepause bis zum Predigtgottesdienst. Wir stehen an den Bistro-Tischen und reden über alles Mögliche, aber selten über unseren Herrn. Ist das eigentlich normal? Ich habe Angst, dass in unsere Gemeindestunden nur noch ein „Programm“ abläuft und man ganz locker von einem Moment zum anderen das Thema wechseln kann. Tom Hovestol schreibt in seinem Buch „Die Pharisäerfalle“: „Die religiöse Show findet überall statt, jeden Tag, in allen Teilen der Welt. Die großen Programme laufen freitags bei den Moslems, samstags bei den Juden und sonntags bei den Christen.“ Wir müssen wachsam sein, damit unsere Gottesdienste nicht innerlich ausgehöhlt, nicht zur Show werden ohne innere Beteiligung. Wie schnell das passieren kann, merke ich in meinem eigenen Leben. Ich wünsche mir mehr echte „Begeisterung“ für meinen Herrn.

Sonntagnachmittag: Nun kann ich mit gutem Gewissen meinen Spaziergang durch Feld und Wald starten. Es ist noch alles so wie am Vormittag, die Natur hat noch nichts von ihrer Schönheit eingebüßt, doch ich muss nachdenken, mich mit dem Vormittag auseinander setzen. Woran liegt es, dass mich „Dinge“ mehr faszinieren als das „größte Ding“ (Ereignis), das jemals in der Weltgeschichte geschah? Plötzlich wird es mir klar: Gewohnheit! Ich habe mich tatsächlich an das großartige Geschenk meines Herrn gewöhnt. Manchmal ist da nur noch ein Hauch von Dankbarkeit. David motiviert mich, meine Seele aufzufordern: „*Vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat*“ (Psalm 103).

Auch Paul Gerhard fordert sein Herz auf: „Geh aus mein Herz und suche Freud.“

Bewusstmachen! Meine Begeisterung über die Winterlandschaft lag im Reiz des Neuen. Eine Woche dasselbe Bild würde in mir schon Abstumpfung bewirken. Ob unser Schöpfer wohl auch daran dachte, als er beschloss, viermal jährlich die Natur neu „einzukleiden“. Es gehört zur Natur des in Sünde gefallenen Menschen, dass er immer wieder etwas Neues braucht, immer wieder einen neuen „Kick“, neue Glücksmomente. Wir geben uns mit Gewohntem nicht zufrieden. Deshalb wohl auch so viele Ehescheidungen. Man ist sich leid geworden, sucht Abwechslung, neuen Lustgewinn. Doch kann es uns mit unserem Herrn auch so gehen? Da muss, da soll sich bei mir etwas ändern.

Mir fällt eine Geschichte ein, die ich kürzlich las. Die Geschichte einer Sklavin, die von einem reichen, vornehmen Herrn freigekauft wurde. „Du kannst gehen, wohin du willst!“, sagte er zu ihr. Sie konnte ihr Glück nicht fassen, entschloss sich aber spontan, mit diesem Herrn zu gehen, um ihm ein Leben lang zu dienen. Jedem Besucher des Hauses fiel das freundliche Gesicht, das fröhliche Wesen dieser Frau auf. Wurde sie nach dem Grund befragt, war stets ihre Antwort: „Er kaufte mich los.“

Jesus hat mich losgekauft von dem größten Sklaventreiber, dem größten Tyrannen, Satan. Er hat einen außergewöhnlich hohen Preis bezahlt, daran möchte ich mich öfter erinnern. Ich wünsche mir, dass Menschen mir dieses Glück ansehen, mich nach meinem Grund fragen und ich ihnen sagen kann: „Er kaufte mich los, wohin sonst sollte ich gehen?“ Andere sollen erfahren, was er mir bedeutet, ganz sicher wird das auch meine Liebe zu ihm neu entfachen. Ein Rezept gegen Abstumpfung und Ermüdungserscheinungen finde ich in Hebräer 12,3: „*Denn betrachtet den, der so großen Widerstand von den Sündern gegen sich erduldet hat, auf dass ihr nicht ermüdet, indem ihr in euren Seelen ermattet.*“ Das Angesicht Moses leuchtete, nachdem er 40 Tage in der Gegenwart Gottes verbracht hatte. Und jedes Mal, wenn er in der Stiftshütte eine Begegnung mit Gott hatte, war der Glanz auf seinem Gesicht sichtbar. Ob intensive Begegnungen mit unserem Herrn nicht auch heute der Schlüssel zu einem lebendigen, ansteckendem Christsein ist? Eine Veränderung meines Verhaltens ist nur dann wirklich möglich, wenn ich Gottes Liebe zu mir verstehe und ihm von Herzen dafür danke. Und dann stimmt wirklich, was ein unbekannter Verfasser einmal über den Dank gesagt hat: „Danken ist Umkehren, ist der Entschluss, den Kampf gegen die Gedankenlosigkeit und Gewohnheit aufzunehmen.“

Magdalene Ziegeler

Mehr Toleranz?!

Ich bin Linkshänder. Man hat mich nie gezwungen, mit rechts zu schreiben. Meine Grundschullehrer waren tolerant. Vor zwei Jahrzehnten hat sich bei uns in Deutschland die Erkenntnis durchgesetzt, dass Linkshändigkeit nicht „unnormal“ ist, sondern – zumindest zum Teil – genetisch bedingt. Immerhin sind ca. 10 Prozent der Deutschen linkshändig. In Taiwan sind es nur 1 Prozent. Das liegt daran, dass Linkshänder dort gesellschaftlich ge-



ächtet sind. Die Kinder werden gezwungen, mit der rechten Hand zu schreiben. Im Fach „Schönschreiben“ hatte ich aber eine Vier. Da gab es für meine Lehrerin keine Toleranz. Es gibt eine Normschrift und wer von dieser Norm abweicht, bekommt die Folgen zu spüren. Das klingt vielleicht penibel. Aber: Sauber und ordentlich schreiben zu können ist sinnvoll. Denn es ist die Voraussetzung dafür, dass andere verstehen können, was ich schriftlich von mir gebe. (Heute bin ich froh, dass es Computer gibt, sonst könntest du den Artikel gar nicht lesen.)

Mehr Toleranz? Kommt darauf an, worum es geht. Offensichtlich gibt es Andersartigkeiten, die man akzeptieren muss. Andererseits gibt es auch Normen, an die alle sich halten müssen.

Bitte mehr Toleranz!

Der Begriff „Toleranz“ kommt vom lateinischen Verb *tolerare*. Zu Deutsch: ertragen oder aushalten. Wenn alle Menschen so wären wie ich, käme ich gut mit ihnen zurecht. Aber die anderen sind oft so anders. Toleranz heißt, ich ertrage den anderen, ich halte seine Andersartigkeit aus, ohne ihn zu zwingen, so zu werden wie ich bin.

Tolerant zu sein fällt uns schwer. Wir Menschen neigen dazu, uns selber als Maßstab zu betrachten. Wir vergleichen die anderen mit

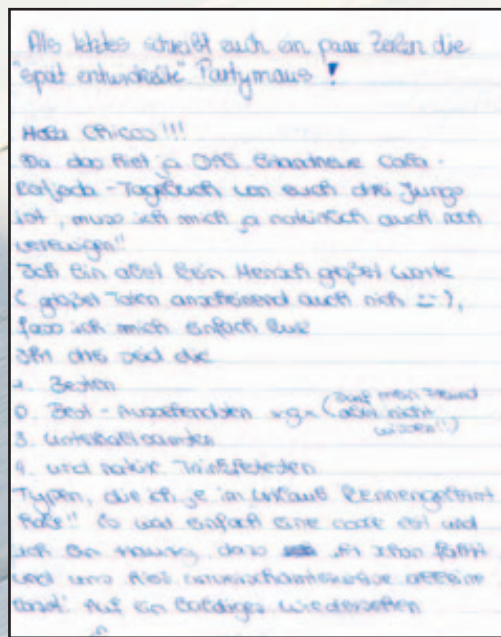
uns selber und beurteilen dann, ob jemand „normal“ (= wie wir) oder „unnormal“ (= nicht wie wir) ist.

Bei manchen beginnt dieses Denken schon beim Äußeren: Sobald sie einen Menschen mit anderer Hautfarbe sehen, werden sie aggressiv. Ausländerfeindlichkeit ist eine der am weitesten verbreiteten Arten von Intoleranz. Die Abwehr gegen alles Fremde scheint ganz tief in uns zu stecken. Bereits im Alten Testament warnt Gott sein Volk Israel vor mangelnder Toleranz gegenüber Ausländern: *„Unterdrückt nicht die Fremden, die bei euch im Land leben, sondern behandelt sie genau wie euresgleichen. Jeder von euch soll seinen fremden Mitbürger lieben wie sich selbst. Denkt daran, dass auch ihr in Ägypten Fremde gewesen seid. Ich bin der Herr, euer Gott!“* (3. Mose 19,33-34)

Aber man muss nicht rechtsradikal sein, um intolerante Verhaltensweisen an den Tag zu legen. Es gibt tausend Unterschiede zwischen Menschen, die als Anlass genommen werden können, um den anderen als minderwertig einzustufen. Und das beginnt schon bei so simplen Dingen wie Kleidung, Musik oder Sprachstil.

Toleranz und Liebe

Die Zeit Jesu war in Israel gekennzeichnet von Intoleranz gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen, z.B. den Samaritern



oder den Zolleinnehmern. Wenn man die Evangelien liest, dann ist sehr auffällig, wie sich der Herr Jesus über die Vorurteile seiner Zeitgenossen hinwegsetzt. *„Liebe deinen Mitmenschen wie dich selbst!“*, so lautet seine Antwort auf diese Ausgrenzung. (Matthäus 22,39) – Eine Forderung, die er bewusst mit einer Beispielsgeschichte illustriert, in der ein Samaritaner die Hauptrolle spielt.

„Liebe deinen Mitmenschen wie dich selbst!“ bedeutet: Behandle den anderen so, wie du selber behandelt werden möchtest. Das, was du für dich selber in Anspruch nimmst, sollst du auch anderen zugestehen. Wenn du einen bestimmten Musikstil bevorzugst, dann respektiere auch den Musikgeschmack der anderen. Wenn dir bestimmte Klamotten gefallen, dann stör dich nicht daran, dass andere ein ganz anderes Outfit bevorzugen. Und wenn du dich zu irgendeiner Sache äuserst, dann gestehe dem anderen auch zu, eine eigene Meinung zu haben.

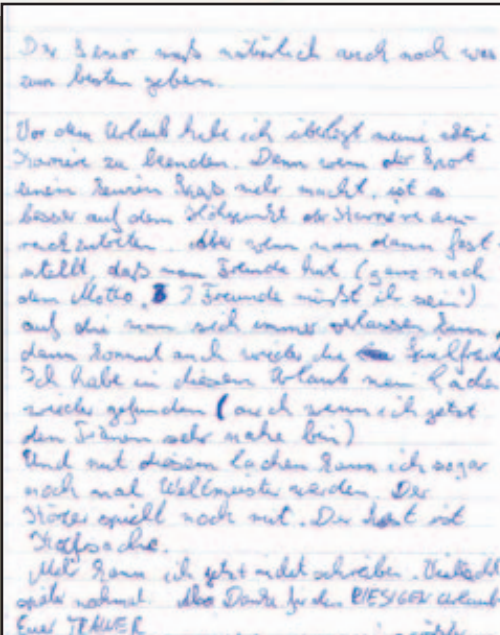
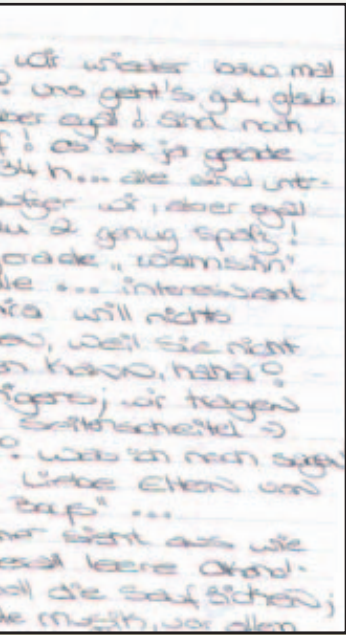
Mehr als Toleranz!

In der Bergpredigt fordert Jesus sogar: *„Liebt eure Feinde, und betet für die, die euch beleidigen und verfolgen, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen“* (Matthäus 5,44). Das heißt doch: Ertrag sie nicht nur, sondern bete auch für sie. Tu ihnen etwas Gutes! Auch wenn sie nicht nur anders sind als du, sondern dir gegenüber sogar intolerant.

Übrigens fordert Jesus uns dazu auf, weil Gott tolerant ist. Ja, man kann sagen, Gott bringt selber die größte Toleranz auf: *„Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte“* (Matthäus 5,45).

Hast du dir das schon mal überlegt? Gott, der auf Millionen Menschen herabschaut, die anders denken als er, ja die zum großen Teil ihn gar nicht als Gott akzeptieren, ihn vielleicht sogar verspotten und beleidigen. Gott lässt auch für diese Menschen die Sonne aufgehen. Jeden Tag. Er tut ihnen unendlich viel Gutes und macht das nicht davon abhängig, ob jemand

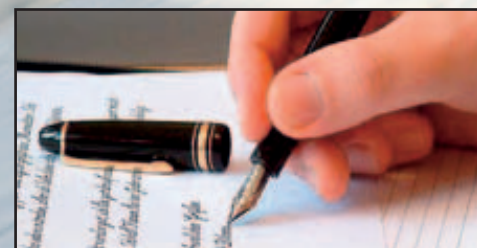
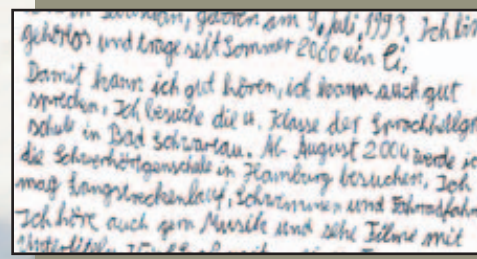
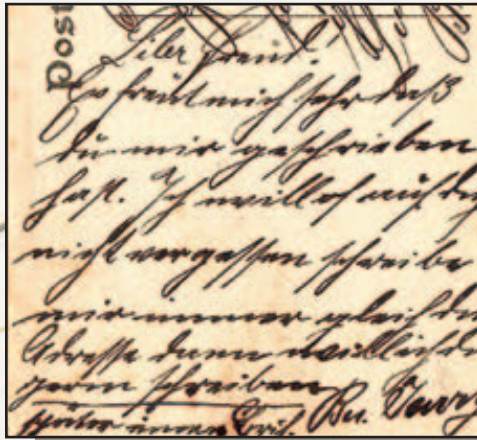
Wie man den Toleranz-Spagat meistern kann



Norm entspricht oder nicht. Je-mand, der behauptet, jedes Seil wäre gleich gut geeignet, ist nicht besonders tolerant - sondern leichtsinnig.

Toleranz ist nicht Ignoranz

Und die anderen? Meine Freunde, die ganz anders denken? Habe ich ein Recht, sie mit Gottes Maßstäben zu



an ihn glaubt oder nicht. Diese Art von Toleranz soll das Leben von Christen kennzeichnen.

Es gibt Grenzen!

Wenn Gott so tolerant ist und für alle die Sonne scheinen lässt, heißt das, dass er auch alles gut findet, was wir Menschen so treiben? Bestimmt nicht. Toleranz bedeutet nicht, dass ich alles bejahe, was der andere sagt und tut. Deshalb kann der Ruf nach mehr Toleranz auch sehr gefährlich sein. Nämlich dann, wenn gefordert wird: Du musst jeden mit seinem Lebensstil, seinem Glauben stehen lassen. Jeder muss selber entscheiden, was für ihn richtig ist. Da darf man niemandem reinreden.

Hinter dieser Art von Toleranz, wie sie sich in unserer Gesellschaft immer mehr ausbreitet, steckt die Annahme: Es gibt keine absolute Wahrheit. Es gibt letztendlich keinen Maßstab, an dem man messen kann ob das Verhalten oder der Lebensstil eines Menschen „richtig“ oder „falsch“ ist. Die einzige Einschränkung besteht darin: Er darf anderen nicht schaden.

Bezogen auf den religiösen Bereich bedeutet das: Keine Glaubensrichtung darf für sich beanspruchen, die allein wahre zu sein. Man muss alle Religionen gleichwertig nebeneinander stehen lassen. Und Christen, die trotzdem behaupten „Jesus ist der einzige Weg zu Gott“ werden als intolerante „Fundamentalisten“ abgestempelt. Vorsicht! Bei diesen Fragen geht es um mehr als um linkshändiges Schreiben.

Gott, der uns geschaffen hat, zeigt uns in der Bibel sehr deutlich, wie er sich die Beziehung zu uns vorstellt und nach welchem Maßstab er unser Leben einmal beurteilen wird. Das ist die „Normschrift“, an der sich am Ende jeder Mensch messen lassen muss.

Deshalb kann es hier keine Toleranz geben. Wenn es um unser Leben vor Gott geht, dann ist es wie beim Bergsteigen. Da wähle ich vorher auch sehr sorgfältig das richtige Seil aus. Nach DIN (= Das ist Norm) und möglichst TÜV geprüft. Weil ich weiß: Mein Leben kann davon abhängen, ob das Seil der

konfrontieren? Oder ist das intolerant?

Ich kann natürlich niemanden zwingen, Gottes Wort zu akzeptieren. Und ich muss aufpassen, dass ich nicht den Eindruck vermittele, als wollte ich ihnen meinen Lebensstil aufdrücken.

Meine Grundschullehrerin hat mich auch nicht gezwungen, ihre Handschrift zu übernehmen. Sie wollte mir helfen eine Schrift zu entwickeln, die der Norm entspricht, die jeder lesen kann. Es geht also nicht darum, dass alle so werden wie ich, sondern so wie Gott es möchte.

Aber anderen diese lebenswichtigen Fakten zu verschweigen, ist nicht Toleranz - sondern Ignoranz. Denn nicht nur im Gebirge kann man am Ende in den Abgrund stürzen.

Toleranz oder nicht?

Das Herausforderung besteht darin, sich in jeder Situation richtig zu entscheiden: Ist hier meine Toleranz gefragt? Oder ist das eine Frage, in der ich meinen Standpunkt mit Nachdruck vertreten sollte? Es ist immer richtig, den anderen als Menschen zu akzeptieren und so anzunehmen, wie er ist. Auch wenn er noch so krumme Ansichten hat. Aber es ist eben auch wichtig, mutig den Mund aufzumachen, um biblische Standpunkte zu verteidigen. Und als Christ stehe ich in der Verantwor-

tung meinen Freunden und Mitmenschen zu vermitteln, wie Gott über sie denkt.

Das scheint ein Spagat zu sein, aber auch hier ist der Herr Jesus das Vorbild:

- Er nahm sich Zeit für die samaritanische Frau am Brunnen - und zugleich deckte er auf, wo ihr Leben den Maßstäben Gottes nicht entsprach. (Johannes 4)
- Er setzte sich mit den Zolleinnehmern an einen Tisch - und zugleich machte er ihnen deutlich, dass sie Hilfe nötig haben. (Markus 2)
- Er trat dafür ein, dass die Ehebrecherin nicht gesteinigt wird - und zugleich forderte er sie auf, ihr Leben radikal zu ändern. (Johannes 7)

Wer Jesus nachfolgt, wird den Toleranz-Spagat meistern.

Andreas Schmidt **P**

... so eine Nachricht!

Der Lobpreis der Maria (Lukas 1,46-56)

Das war vielleicht eine Nachricht ...

Sie, Maria, sollte ein Kind gebären. Und noch nicht einmal irgendein Kind. Nein, „das“ Kind! Dieses Kind würde der ewige König Israels werden. Ja, das Kind sollte sogar Gottes Sohn sein. Und es sollte nicht von einem Mann, sondern vom Heiligen Geist gezeugt werden! Auch Marias Verwandte, Elisabeth, sollte ein Kind bekommen. Fast unvorstellbar, denn Elisabeth war unfruchtbar. Was für eine Botschaft! Eigentlich kaum zu glauben! Aber der Bote Gottes war real! Kein Traum. Keine Fata Morgana.

„Wenn das mit Elisabeths Schwangerschaft stimmt ...“ Man meint fast, man könnte es spüren, wie Maria den Atem anhielt: „... dann besteht kein Grund zu zweifeln, dass auch die andere Ankündigung des Engels zutrifft! Dann werde ich die Mutter des Erlösers! Die Mutter des verheißenen Königs Israels!“

Nichts konnte Maria in Nazareth halten. Wahrscheinlich war es schon länger her, dass sie Elisabeth zum letzten Mal besucht hatte. Aber sicher war sie noch nie so schnell gelaufen wie dieses Mal, um von Nazareth in die Berge Judas zu kommen. Und trotzdem wird ihr die Zeit noch nie so lang vorgekommen sein: „Wie werde ich Elisabeth vorfinden? Wenn das stimmt ... Was hat Gott da mit mir vor!“

Die göttliche Bestätigung

Es ist erstaunlich, wie Gott uns Menschen manchmal offenbart, wie er mit uns handeln will. Er gibt uns eine Bestätigung durch Menschen, die von unserer Situation überhaupt nichts wissen.

Der Lobpreis der Gemeinde kann nie tiefergehend sein als das persönliche Gotteslob in den Herzen der Beteiligten.

Und wir erkennen daran, dass es Gott ist, der wirkt und seine Wege mit uns geht. Genau das erlebte Maria: Bevor sie Elisabeth etwas von dem Besuch des Engels erzählen konnte, fing Elisabeth an zu reden. Und das, was Maria da aus dem Mund Elisabeths hörte, verschlug ihr fast die Sprache: Elisabeth war tatsächlich schwanger. Aber nicht nur das: Elisabeth wusste sogar schon, dass Maria ein Kind bekam. Sie wusste, dass dieses Kind „der Herr“ ist. Und sie wusste, dass Gott zu Maria über dieses Kind gesprochen hatte! Mehr Bestätigung brauchte Maria nicht. Also ist es tatsächlich wahr! Was ist das für ein Gott! Was für ein Herr, der so Gewaltiges mit ihr vorhatte! Marias Herz war so voll! Worte voller Lobpreis über ihren Gott brachen aus ihr hervor:

„Meine Seele erhebt den Herrn, ...

und mein Geist hat gejubelt über Gott, meinen Heiland. Denn er hat hingeblickt auf die Niedrigkeit seiner Magd; denn siehe, von nun an werden mich glücklich preisen alle Geschlechter. Denn Großes hat der Mächtige an mir getan, und heilig ist sein Name. Und seine Barmherzigkeit ist von Geschlecht zu Geschlecht über die, welche ihn fürchten. Er hat Macht geübt mit seinem Arm; er hat zerstreut, die in der Gesinnung ihres Herzens hochmütig sind.

Er hat Mächtige von Thronen hinab gestoßen und Niedrige erhöht.

Hungrige hat er mit Gütern erfüllt und Reiche leer fortgeschickt.

Er hat sich Israels, seines Knechtes, angenommen, um der Barmherzigkeit zu gedenken - wie er zu unseren Vätern geredet hat - gegenüber Abraham und seinen Nachkommen in Ewigkeit.“

Der Lobpreis

Es ist etwas Großartiges, wenn Menschen so Gott loben. Lobpreis ehrt Gott. Und Gott freut sich darüber, das Lob seiner Kinder zu hören. Wenn die Erlösten Gott loben, reagieren sie auf eine würdige Weise auf Gottes wunderbares Handeln in ihrem Leben. Von Maria lernen wir einiges über das wahre Wesen des Lobpreises:

1. Maria war innerlich total bewegt. Gott hatte sie angerührt. „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist hat gejubelt über Gott, meinen Heiland“ (V. 47). Marias Lobpreis brachte zum Ausdruck, was sie über Gott und sein Handeln empfand.

Lobpreis ist mehr als Worte. Wahrer Lobpreis ist die Reaktion eines von Gott bewegten Herzens. Deshalb kann Lobpreis auch nicht „produziert“ werden. Selbst die schönsten Anbetungs- und Lobpreislieder können kein Lob Gottes „machen“. Sie sind allenfalls Träger des Lobes. Das Ausmaß des Gotteslobes in meinem Herzen bestimmt, in welchem Maß Gott durch meine Worte geehrt wird. Der Dichter eines Liedes bringt das so zum Ausdruck: „Ich bringe dir mehr als ein Lied, denn ein Lied nur an sich ist es nicht, was du dir wünschst. Du suchst viel tiefer drinnen, durch den äußeren Schein hindurch, du siehst in mein Herz hinein“ (Matt Redmann, The heart of worship).

2. Der Lobpreis Marias war eine sehr persönliche Angelegenheit. Niemand war dabei außer Elisabeth und vielleicht noch Zacharias.

Wenn Christen von Lob und Anbetung sprechen, denken viele zunächst an offizielle Zusammenkünfte von Gläubigen: an den

Der Lobpreis der Maria (lat.: Magnificat) hat viele Komponisten inspiriert, ihn zu vertonen. Z.B. der Thomaskantor Johann Sebastian Bach oder sein Sohn Philipp Emanuel Bach.

Unten: Der Besuch Marias bei Elisabeth. Gemälde von Rembrandt van Rijn, 1640. Holztafel 57 x 48 cm (Ausschnitt). Detroits Institut of Arts

Lobpreis einer versammelten Gemeinde oder - gerade in Brüdergemeinden - an die so genannte „Anbetungsstunde“. Bei Maria dagegen sehen wir, dass ihr Gotteslob sehr persönlich war.

Lobpreis findet zu allererst in unseren Herzen statt. Im Herzen Marias fand ein „Gottesdienst“ zum Lob ihres Gottes statt. Vielleicht war in ihrem Herzen sogar mehr innere Bewegtheit als in manchen Gemeindeveranstaltungen, die die Begriffe „Lobpreis“ oder „Anbetung“ in ihrem Namen führen.

Natürlich ist es sehr wichtig, dass Christen Gott auch gemeinsam loben. Das Gotteslob in den Zusammenkünften einer





► Gemeinde kann jedoch immer nur ein Spiegelbild des Lobpreises der einzelnen Gläubigen sein. Egal, wie gut die Gebete „formuliert“, die Bibeltexte ausgewählt und die Lieder gesungen werden: Der Lobpreis der Gemeinde kann nie tiefergehend sein als das persönliche Gotteslob in den Herzen der Beteiligten.

3. Marias innere Bewegung und ihr Lobpreis resultierten daraus, dass sie von Gottes Größe und seinem Handeln überwältigt war.

Deshalb rühmte sie die Eigenschaften Gottes: seine Heiligkeit (V. 49), seine Barmherzigkeit (V. 50), seine Macht (V. 51).

Im Lobpreis Marias drehte sich alles um Gott: Um Gottes Barmherzigkeit gegenüber denen, die ihn fürchten (V. 50). Darum, dass Gott so ganz anders ist als wir: Er erhöht die Niedrigen und demütigt die, die sich für groß ansehen (V. 51-52). Gott ist ein Gott, der seinem Volk die Treue hält und seine Versprechen erfüllt (V. 55).

Wahres Lob Gottes gründet sich auf Gottes Größe und Taten. Eine wichtige Grundlage des Lobpreises der Gläubigen ist deshalb die Bibel. Die Bibel offenbart uns nämlich, wie Gott ist und was er getan hat. Wenn wir zum Lob Gottes kommen wollen, sollten wir die Bibel zur Hand nehmen und darin lesen. Sie wird uns zum Staunen über Gott führen.

Auch Marias Lobpreis basierte auf dem Wort Gottes. Vergleiche einmal Lukas 1,47-55 mit 1. Samuel 2,1-10! Du wirst einige auffallende Ähnlichkeiten finden.

4. Marias Lobpreis erstreckte sich auch darauf, dass Gott Maria in sein wunderbares Handeln mit einbezogen hatte: Gott war ihr „Heiland“ (V. 47). „*Er hat hinge-*

blickt auf die Niedrigkeit seiner Magd“ (V. 48). „Großes hat der Mächtige an mir getan“ (V. 49). Maria sah sich als eine Frau, die Gottes Barmherzigkeit erfuhr (V. 50). Sie war die Niedrige, die von Gott erhöht wurde (V. 52). Sie war die Hungerige, die Gott mit dem größten Geschenk erfüllte, das sich eine jüdische Frau damals ersehnte: Mutter des Messias sein zu dürfen (V. 53). Durch den kommenden Erlöser, den sie gebären durfte, würde Gott sich seines Volkes Israel annehmen und seine Verheißungen erfüllen (V. 54-55).

„Warum gerade ich?“ So wird Maria sicher gedacht haben. Was für eine Gnade, ein Werkzeug im Heilshandeln Gottes sein zu dürfen. Gott will uns durch sein Handeln in unserem Leben zum Lobpreis führen. Zuerst natürlich durch die Tatsache, dass wir in Gottes Heilshandeln in Christus ganz persönlich eingeschlossen sind: als Gegenstand und Empfänger seiner Liebe.

Oft sind es aber auch ganz praktische Ereignisse des Alltags, in denen wir Gott erleben und dadurch zum Lob Gottes kommen dürfen. Es erfüllt unser Herz mit Freude und Lobpreis, wenn wir Gottes Führung und Bewahrung, sein Eingreifen und seine Liebe erleben.

Lob Gottes in der Weihnachtszeit?

Geht man in den Wochen vor Weihnachten durch die Fußgängerzonen der Städte, hört man aus vielen Geschäften den Klang von Weihnachtsmusik. Aber wie viele dieser Lieder enthalten nur nichts sagenden Klamauk: vom Tannenbaum und vom Weihnachtsmann, von klingenden Glöckchen und vom rieselnden Schnee. Wie arm und inhaltsleer sind solche Texte. Und noch viel mehr die Menschen,

die nicht verstanden haben, was die Geburt Christi bedeutet.

Christen sollte es zum Lob Gottes führen, dass der Erlöser geboren wurde. So wie es bei Maria der Fall war, als ihr die Größe des Handelns Gottes bewusst wurde.

Vielleicht nimmst du dir vor, dich dieses Jahr in der Vorweihnachtszeit nicht dem üblichen Weihnachtstrubel anzupassen, sondern ganz bewusst Gott dafür zu loben, dass er den Erlöser gesandt hat.

Manche Gemeinden haben die Gewohnheit, in den Weihnachtstagen einen besonderen Weihnachtsgottesdienst durchzuführen, um Menschen mit dem Evangelium zu erreichen. Vielleicht sollte das Lob Gottes einmal ganz bewusst Mittelpunkt einer solchen Veranstaltung sein. Vielleicht kann gerade der Lobpreis der Christen ein besonderes Zeugnis sein, anhand dessen Menschen, die Gott nicht kennen, etwas über Gottes Größe erfahren!

Arnd Bretschneider

Vielleicht kann gerade der Lobpreis der Christen ein besonderes Zeugnis sein, anhand dessen Menschen, die Gott nicht kennen, etwas über Gottes Größe erfahren!